nachts, wenn der Himmel sich blausamten und sternenbestickt über die Ebene Andalusiens wölbt, pflegern die Inglese zu ihren feurigen, schwungvollen, wundervollen Tänzen, wie sie eben nur die spanische Zigeunerin kennt!

—⊙—

Geschichte oder Sage

Marschall Ney wurde am 7. Dezember 1815 im Luxemburggarten zu Paris wegen Hochverrats erschossen, weil er nach der Landung Napoleons von Elba mit seinen gegen den Kaiser vorgeschickten Truppen zu diesem übergegangen war. Ein unrühmlicher Lebensabschluß dieses in Saarlouis geborenen ehemaligen Schreibers, der es durch hervorragende militärische Fähigkeiten und entscheidende Siege vom Gemeinen zum Marschall von Frankreich und Fürsten gebracht hatte. Daß sein undankbares Vaterland ihm 1853 auf der Stelle seiner Erschießung ein Standbild errichtete, macht diese Erschießung nicht wett. Von diesem Marschall hat sich bis heute hartnäckig das Gerücht erhalten, die Hinrichtung sei nur eine Scheinhinrichtung gewesen, und der Marschall sei hierauf mit Wissen und Willen der Regierung nach Amerika entflohen, wo er eine Schule unterhalten habe und hochbetagt gestorben sei. In dem Staate Nord-Carolina war der Schullehrer Peter Stuart Ney allgemein als „Marschall Ney" bekannt. Für gewöhnlich soll er sehr schweigsam und verschlossen gewesen sein, was sein früheres Leben betraf. Manchmal aber bei einer Flasche Wein löste sich seine Zunge, und er kämpfte noch einmal seine Schlachten durch. Bei solcher Gelegenheit erzählte er einmal den Hergang seiner Scheinhinrichtung. Es seien für diese nur solche Soldaten gewählt worden, die früher unter seinem Befehl gestanden hätten. Sie hätten den Befehl erhalten, über ihn hinweg in die Luft zu feuern. Man habe ihm diese Anordnung durch einen Offizier mitgeteilt. Als die Salve fiel, habe er sich mit dem Gesicht zur Erde fallen lassen. Die anwesenden Regimentsärzte hätten ihn für tot erklärt, darauf sei er zur Beerdigung seinen Freunden übergeben worden, die ihn verkleidet nach Bordeaux geschafft hätten von wo er sich 1816 nach Amerika eingeschifft habe. — Eines Tages wurde ihm die Nachricht des Todes des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, während der Schußstunde brieflich mitgeteilt. Er geriet in große Erregung, zerriß den Brief wütend: „Der kaiserliche Prinz ist tot. Jetzt sind alle meine Hoffnungen vernichtet!" Als er 1846 starb, waren seine letzten Worte: „Bassieres ist gefallen. Die alte Garde ist besiegt — jetzt will ich sterben!" — Seine Schüler errichteten ihm eine Marmortafel als Marschall Ney.

—⊙—

Der Seehund

Von Carl Bulcke.

Grünes, mövenüberflattertes Land. Gegend zwischen Jörn und Uhl. O heilige Natur! Die Pferde wiehern, die Wildenten schnattern, die Hunde haben Flöh' und die Mücken beißen. Und der Mensch trinkt Grog.

Die Springflut im Juli hatte einen toten Seehund an den Strand gespült. Dort lag er nun, der tote Seehund, dicht am Deich, und die Leute, die Haus an Haus im Schutz dieses Deiches wohnten, kamen, besahen sich das verendete Tier und sagten zu einander, daß es ein toter Seehund sei, der dort läge.

Im August lag der tote Seehund noch immer da, und wenn Fremde des Weges kamen, so wußten sie es zuerst auf einen Kilometer Entfernung, dann auf zwei, daß da im oberen Koog ein toter Seehund läge. O heilige Natur, der Seehund stank grausam.

Im September traf ich bei Max Tönnies in der Wirtschaft den alten Herrn Claudius Nissen und trank mit ihm Grog. Herr Claudius Nissen war der Strandpächter.

Herr Nissen," sagte ich, „Herr Nissen, wie soll das mit dem toten Seehund werden im oberen Koog? Der liegt nun schon drei Monate da und stinkt wie die Pest."

„Tja," sagte Herr Nissen, „das wollen wir bald haben. Den holt im November die Springflut, darauf können Sie sich verlassen. Das hat alles seine Ordnung in der Natur. Tönnies, schall ick noch een Grog hebben."

Ich bin wieder zu Hause. Ich denke an Sommer und Herbst. Grünes, mövenüberflattertes Land. Gegend zwischen Jörn und Uhl. O heilige Natur, du riechst nach totem Seehund.

—⊙—

Die wahre Gestalt

Der Zwerg Tom Pouce war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine europäische Sensation, ein Variete-Universalgenie, eine Liliputanertruppe in einer Person.

Ein Engländer, der ihn um jeden Preis hatte sehen wollen, war um einen Tag zu spät gekommen. Tom Pouce war bereits zu einem Gastspiel nach Rom unterwegs.

„Schade! Wirklich schade!" meinte der Engländer zu dem berühmten Pianisten Thalberg, dem Schwiegersohn des damaligen Caruso in Paris, Lablache, der nicht nur stimm-, sondern auch körpergewaltig war.

„Ach was", tröstete Thalberg den Kunstenthusiasten. „Wer hat Ihnen das erzählt? Tom Pouce ist noch hier. Er tritt bloß nicht mehr auf. Sie haben noch nichts versäumt. Ich gebe Ihnen eine Empfehlung an ihn, dann können Sie sich den Wunderzwerg noch besehen," und gibt ihm einen Brief an seinen Schwiegervater.

Der Ueberbringer wartet im Salon, die Tür geht auf und mit dem Zettel in der Hand steht der riesengroße, runde Lablache vor dem sprachlosen Engländer, der sich kopfschüttelnd das Ungetüm von oben bis unten besieht. „Aber, aber," wagte er endlich zu stammeln, „— — Tom Pouce ist doch ganz klein."

„Jawohl, ich bin sehr klein sogar, mein Herr. Aber nur während der Vorstellungen auf der Bühne. Zu Hause, im Schlafrock, da gehe ich aus mir heraus und gebe mich in meiner wahren Gestalt."

—⊙—

Ausgrabungen in der Osiris-Stadt

Abydos, welcher Ort im alten Aegypten nie eine politische Rolle gespielt hat, ist gleichwohl berühmt als die Stätte, wo der Gott Osiris bestattet liegt. Das Osireion von Abydos war den alten Aegyptern der Tempel jenes Gottes, der über Eintritt in das Reich der Seligen bestimmen konnte. In Abydos, wo heute die Aegyptische Ausgrabungs-Gesellschaft unter Leitung eines holländischen Archäologen arbeitet, wurden denn auch zahlreiche Gräber gefunden, die sich zeitlich von den prädynastischen bis zu den Ptolemäerperioden erstrecken. Der wichtigste Fund war jedoch der Tempel Sethi's I. und daneben ein unterirdisches Gebäude, dessen Bestimmung bisher nicht definiert wurde; auch die Zeit, in welcher es gebaut wurde, blieb rätselhaft. Jetzt erst entdeckte man durch Zufall auf einigen der Bausteine das Zeichen Sethi's I., so daß der Tempel und das geheimnisvolle unterirdische Bauwerk aus derselben Zeit stammen. Durch weitere Ausgrabungen wurde festgestellt, daß sich in dem Gebäude eine große Halle befand, deren Decke durch zehn schwere Säulen getragen wurde. An den Mauern des rechteckigen Gemachs entlang lief ein mit Wasser gefüllter Kanal, während die Mitte der Halle einen höher gelegenen Flur besaß, der eine Art Insel bildete. Zu dieser Insel gelangte man von zwei gegenüberliegenden Seiten aus durch Treppen, die aus dem Wasser heraufführten. Durch Vergleich mit Abbildungen auf einem Papyros konnte der Schluß gezogen werden, daß das rätselhafte Gebäude die Materialisierung einer religiösen Idee über Osiris sein müsse. Die Vorstellung, wonach Osiris auf einem Urhügel, der täglich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne empfängt, vom Tode auferstanden sein soll, hat der ägyptische König (denn es handelt sich um das Zenotaphium Sethis I.) zu seinem eigenen Heil verwirklichen wollen.

Am Ausguck

Wachtelfang in Palästina.

Bekanntlich werden die Wachteln, wenn sie im Herbst südwärts ziehen, an den Küsten des Mittelländischen Meeres in Massen gefangen. In Palästina wird der Wachtelfang bei Gaza, im südwestlichen Küstendistrikt des Landes, in großem Maßstab ausgeführt. Nach dem Bericht eines Ornithologen aus Jaffa wenden die Araber folgende Fangmethode an. Hart in der Nähe des Meeresufers stellen sie ein mehrere Meter hohes Netz mit faustgroßen Maschen auf, das eine ansehnliche Länge besitzt. Unmittelbar vor diesem weitmaschigen Netz hängt lose ein anderes, leicht und engmaschig. Die von der Reise ermüdeten Vögel fliegen ziemlich niedrig über das Wasser landeinwärts und haben nicht mehr die Kraft, das hohe Netz zu überfliegen. Bei dem Versuch, durch die weiten Maschen des hinteren Netzes zu fliegen, flattern sie zunächst gegen das leichte, feinmaschige Netz. Dieses gibt nach, weil es lose hängt, und der Vogel zieht es durch eine Masche des hinteren Netzes hindurch mit sich, so daß ein Sack entsteht, worin sich der Vogel selbst gefangen hat. Dann springt der auf der Lauer liegende Araber hinzu und holt die Wachtel heraus. Die englische Mandatsregierung hat den Wachtelfang bisher nicht verboten. Dagegen hat sie insofern einen immerhin wirksamen Schutz eingeführt, daß sie Bestimmungen erließ, wonach die Netze erst in einem Abstand von mehreren hundert Metern von der Küste aufgestellt werden dürfen. Dadurch wird der Fang erheblich unergiebiger gemacht.

Manitou, der große Geist.

Als man die ersten Telegraphen- und Telephonleitungen in Nordamerika durch die Indianerreservate legte, machten die Indianer anfangs viele Schwierigkeiten. Da kam der leitende Ingenieur auf den guten Gedanken, um das Abschneiden der Drähte, das Umwerfen der Stangen ein für allemal abzustellen, den Aberglauben der Indianer zu Hilfe zu nehmen. Als die Strecke zwischen zwei 500 Meilen auseinander liegenden Forts fertig gestellt war, richtete er es so ein, daß in jedem Fort an einem bestimmten Tage je ein Indianerhäuptling zugegen war. Dann fragte der Ingenieur den Arapohonhäuptling, ob er nicht Lust habe, sich mit dem Siouxhäuptling zu unterhalten! Der Indianer stellte eine Frage durch den Trichter und bekam eine Antwort. Große Verwunderung. Dann wurde die Unterhaltung lebhaft, Fragen und Antworten flogen hin und her. Die Häuptlinge waren maßlos erstaunt. Da erklärten die Telegraphisten, dies sei das Sprachrohr Manitous, des großen Geistes, was sie mit gläubigem Vertrauen aufnahmen. Dann vereinbarten die beiden Häuptlinge noch, sich entgegenzureiten und sich in der Mitte zwischen beiden Forts zu treffen. Als sich beide nach 250 Meilen Ritt auch wirklich trafen und sie sich gegenseitig das Gehörte bestätigten, war dies Wunder Manitous bald bei allen Stämmen bekannt. Seitdem blieben die Telegraphenleitungen, weil heilig, verschont.

Der Prinz mit dem silbernen Bein.

Dem in schwedischen Diensten stehenden Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg riß während der Belagerung Kopenhagens am 29. Januar 1659 eine Kanonenkugel ein Bein ab. Der Prinz schnitt mit eigener Hand die einzige Sehne durch, an der das Bein noch hing. Nach Verheilung des Stumpfes ließ er sich ein künstliches Bein anfertigen, dessen Gelenke von Silber waren. Er bekam den Beinamen „Prinz mit dem silbernen Bein". Er blieb trotzdem in Kriegsdiensten, wurde 1670 kurbrandenburgischer General der Kavallerie, nahm an der Schlacht bei Fehrbellin teil und starb zu Homburg im Jahre 1708, nachdem er von 1684 an sein Land regiert hatte.

Wie eine Flotte über Land fuhr.

Als Herzog Filippo Visconti von Mailand gegen Venedig Krieg führte, beherrschte er den Gardasee durch seine Landtruppen und eine kleine Flotte. Da machte 1434 der Kandiota Sorbola dem venetianischen Feldherrn Gattamelata den Vorschlag, eine Flotte über die Südalpen in den Gardasee zu führen. Natürlich belachte man diesen phantastischen Plan, aber Sorbola wußte sich durchzusetzen. Er wurde mit der Ausführung seines Planes betraut und erhielt zu diesem Zweck: 2 Galeonen. 3 Galeeren, 1 große Veroneser Barke und 25 kleinere Schiffe. Dieses Geschwader führte er die Etsch hinauf bis Rovereto, von wo es zu Land auf Rollen, Walzen und besonderen Wagen weiterbefördert wurde. 2000 Arbeiter füllten Vertiefungen aus, überbauten Schluchten mit Brücken, sprengten Felsen und ebneten den Weg, auf dem 2000 Ochsen, — je 200 bis 300 vor einer Galeere — das Geschwader zunächst in den See von Loppio brachten. Jenseits des Sees stieg die Flotte in der Bahn eines Wildbaches bis auf die Wasserscheide, welche die Etsch vom Gardasee trennt. Da dieser nun 200 Meter tiefer liegt als das Etschtal bei Mori, so fingen für das Herabbringen der Flotte nun erst die größten Schwierigkeiten an. An starken Ankertauen befestigt, wurden die Schiffe mittels Winden langsam die schiefe Ebene hinabgelassen. Mit Staunen und Schrecken sahen die Umwohner des Sees eines Morgens hoch oben auf den Schultern des Monte Baldo die großen Meeresschiffe erscheinen und langsam in den See gleiten. Diese Reise der Flotte zu Land hatte 15 Tage gedauert und 30 000 Gulden gekostet.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 46 Donnerstag, 18. November 1926

Totenkult in alten Zeiten

Von Dr. H. Oberlies-Würzburg.

Den ältesten Menschen war der Tod unfaßbar; sie unterschieden ihn nicht vom Schlaf. So setzten die Neandertalmenschen ihre Toten in Schlafstellung auf einer Lagerstatt an der Herdstelle in ihrer Behausung unter dem Felsenfach einer Höhle bei, unter Beigabe von Schmuck, Farbmitteln zur Bemalung des Körpers — meist Ockergelb — und Werkzeugen. Da man einst die tote Natur mit unsichtbaren Geistern belebt dachte, so war es nur natürlich daß man glaubte der Tote führe als dämonisches Wesen sein Dasein in der bisherigen Weise fort und habe daher Anspruch auf alles, was er im Leben besessen habe. Aus Furcht wurde ihm dies alles gewährt, um ihn dadurch freundlich zu stimmen und als Schutzgeist zu gewinnen. Die Verbindung von Grab und Wohnung blieb noch lange bestehen. In den Muschelhaufen Dänemarks und Portugals liegen die Toten mitten unter den Nahrungsmittelresten, in der zur Steinzeit sehr beliebten Hockerstellung, die nur als Zeichen vermehrter Furcht vor den Toten zu deuten ist. Man fesselt den Toten oder näht ihn in Häute und Matten. Man begräbt ihn jetzt tief unter der Erde, wälzt Steine darauf, um die Wiederkehr unmöglich zu machen. Man bannt endlich alle Toten an einen Ort. So entstand die Idee unseres Friedhofes mit seinen Grabsteinen. Im nördlichen Europa herrschten die Megalithgräber. Gegen Ende der Steinzeit ging man zur Hügelbestattung über. Schließlich kam der revolutionäre Gedanke, sich des Toten zu erledigen, indem man ihn verbrennt. In Mitteleuropa gewann diese neue Form zuerst Boden, die nichts anderes als die „gänzliche Abtrennung der Seele vom Lande der Lebenden" bezweckte, d. h. die Verbannung der Psyche. Es war ein befreiender Gedanke für die damalige Menschheit, somit von ihrer Totenfurcht erlöst zu werden, da nunmehr die abgeschiedene Seele kraftlos im Totenreich herumirren mußte, eine Vorstellung, die vor allem durch die homerischen Epen allgemein bekannt wurde. In naiver Weise bohrte man daher in den ältesten Brandgräbern ein Loch in die Wand der Aschenurne, um für die innen befindliche Seele einen Ausgang zu lassen. Kein Volk tat mehr für seine Toten als die alten Aegypter. Ihr Totenreich war am Himmel oder auf der Erde; doch wurde man dort zur Arbeit aufgerufen. Die Vornehmen ließen sich daher durch sogen. „Uschebti" vertreten, d. h. Diener und Dienerinnen aus Kalkstein oder Fayence. Alle Gräber lagen im Westen; die ältesten waren flache Gruben im Wüstensand. An den Totenfesttagen stellte man auf das Grab eine Schale mit Brot und einen Krug mit Bier. Später wurden die Gräber zu Kammern erweitert mit mehreren Nebenkammern zum Aufnehmen der Beigaben. Ueber der Erde aber erhob sich eine Art Ziegelbau von dankähnlicher Form. Im Laufe dieser Entwicklung entstanden dann die Pyramiden, die Gräber der Könige. Der am Grabe Betende mußte nach Westen zum Eingang des Totenreiches schauen; am Grabe standen bei Totenfesten steinerne Lampen, die angezündet wurden. Schon früh begann in Aegypten die Mumifizierung der Leichen, um den Körper des Toten dem Ka möglichst lange zu erhalten. Das Herz wurde herausgenommen und durch einen Skarabäus ersetzt. Die Organe für Hunger und Durst nahm man ebenfalls heraus, setzte sie in Eingeweidekrügen bei. Die Angst vor dem Verhungern des Toten war sehr groß; so kam man auf die originelle Idee, die Nahrungsmittel aus unvergänglichem Stoff zu bilden, z. B. Gänsebraten aus Alabaster. Man gab sogar Schiffe mit ins Grab, damit der Tote reisen könnte . . . Um dies alles zu genießen, legte man großen Wert auf ein Grab in der Heimat und fing schon bei Lebzeiten mit dem Bau seines Grabes an, was besonders bei den großen Pyramiden verständlich war, an denen oft Hunderttausende jahrelang arbeiteten. Am Tage der Beerdigung versammelten sich alle Verwandten und Bekannten. Es ging über den Nil hin zum Grabe. Der Sarg wurde auf einer Schleife von 4 Rindern gezogen. Am Ziel Spendung von Wasser, ein Priester las aus einem Totenbuch vor, ein anderer räucherte vor der Mumie, während die Gattin die Mumie umschlungen hielt. Oft wanderte man zu den Gräbern und opferte vor ihnen.

Anders war wieder manches in Mesopotamien, dem Kulturlande der alten Babylonier und Assyrer. In der Frühzeit wurden hier die Toten meist in noch bewohnten Häusern beigesetzt, im Fußboden oder in den Ecken und an den Wänden der Zimmer. Es waren Gruben, ursprünglich ohne Särge. Später legte man den Toten in große Tonschalen oder Tonkrüge, oft auch in Wannen. Dann gab es auch Särge aus glasiertem Ton für die Vornehmen. Innerhalb der Städte gab es dann noch gemeinsame Begräbnisplätze. Reiche Beigaben waren üblich; bei Frauen Schmuck, bei den Männern oft Waffen. Während der Verwesung ging die Seele ins Totenreich, um dort als flatternder Schatten an dunklen, schmutzigen Orten zu wohnen. Sieben Mauern und sieben Tore umgaben diesen grausigen Ort. So hatte man große Angst vor dieser Unterwelt und legte großen Wert und Sorge darauf, Angehörige zu hinterlassen, die für Speise und Trank u. a. sorgten, sonst fand die Seele keine Ruhe. Besser und reicher fließen die Quellen über Bestattungsweise und Totenkult der Griechen. Der alte Homer berichtet uns einiges: Dem Toten wurde der Mund geschlossen, dann wurde er gewaschen und gesalbt, in Leinen eingehüllt und auf einem Paradebett ausgestellt, die Füße dem Eingang zugekehrt, damit die Seele nicht zurückkehre. Es folgte die Totenklage und dann die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, wobei seine Habe, Lieblingstiere u. a. mitverbrannten. Mit Wein wurde später die Glut gelöscht. Ueber den Gebeinen wölbte sich ein großer Hügel und darauf ode rdavor der Leichenstein. In Athen fand in der Frühzeit Beisetzung im Hause statt, dann aber außerhalb der Stadt, danebenher ging auch wieder die Verbrennung. Wie uns frühe Vasen zeigen, erfolgten die Bestattungen mit wahrem Schaugepränge in riesigen Leichenzügen; als Beigabe dienten wiederum Schmuck oder Waffen. Ein Stein zeigte die Grabstelle an, später eine 2 Meter hohe Marmorvase. Im 5. und 6. Jahrhundert herrschte vorwiegend die Verbrennung, die in den Gräbern selbst geschah. Holzfürge gab es nur wenig. Die Armen überdeckten ihre Toten mit Ziegelplatten. Für Kinder gab es Wannen oder Amphoren. Als Fährgeld gab man den Toten einen Obolos = 13 Pf. in den Mund, wofür sie der Charon über den See der Unterwelt fahren sollte. Nach der Bestattung gab es einen Leichenschmaus, bei dem alles bekränzt erschien. Die Seele des Toten galt als anwesend, ja sogar als Gastgeber; so durfte man selbstverständlich von dem Toten nur ehrend sprechen. Am 3. und 9. Tage nach der Bestattung brachte man dem Toten eine Mahlzeit ans Grab. Am 30. Tage stellte man ihm einen Sessel an das Grab, damit er auf diesem sitzend die Spenden entgegennehmen konnte. Dies wurde 4 Monate wiederholt. Am 30. eines jeden Monats war offizielles Totenfest; gefeiert wurde auch der Geburtstag des Toten. Es gab sogar im alten Athen ein Allerseelen, das von allen Bürgern den Seelen ihrer Angehörigen gegeben wurde. Es fand im Frühjahr statt zur Zeit, wenn die Toten in das Reich der Lebendigen heraufkamen. So gehörten die Tage den Toten. Es waren unreine Tage. Die Läden waren geschlossen, ebenso die Tempel der Götter. Man glaubte, die Seelen gingen um, und wandte Mittel gegen sie an. Man kaute beim Morgenausgang die Blätter des Weißdorn; man bestrich die Türpfosten mit Pech; doch stellte man den Toten auch Gaben hin, und zwar in Töpfen Erdfrüchte und Sämereien. Am letzten Festtage jagte man sie dann fort. In Rom waren die Gebräuche bei der Bestattung ähnlich wie in Griechenland. Der letzte Hauch des Toten wurde von einem Verwandten aufgefangen und die Leiche sieben Tage ausgestellt. Bei der Verbrennung wie immer allerhand Geschenke, Speisen, Kleider. Dann wurden dem Toten die Augen geöffnet und der Scheiterhaufen angesteckt. Die Gebeine wurden mit Wein und Milch begossen und kamen dann in die Urne, dazu wieder eine Münze. Massenbeisetzungen fanden in den sog. Kolumbarin statt. Die Urnen standen dort in den Nischen wie in den Löchern eines Taubenschlages über- und nebeneinander. Am Bestattungstage wieder der Leichenschmaus, dann neuntägige Trauerzeit. Für dauernde Spenden an den Toten wurden Tonröhren in sein Grab geleitet, in die man die Spenden hineingoß. Bei den ersten Christen in Rom gab es die Bestattung in Katakomben, die zwar oft bis 20 Meter unter der Erde lagen, aber einen sichtbaren Zugang hatten, oder die Bestattung in Reihengräbern, wie sie von da an bis heute üblich geblieben sind, wodurch die Verbrennung immer mehr zurückgedrängt wurde und erst in neuerer Zeit wieder an Bedeutung gewinnt.

Heimat . . .

Pflugschar, die schwer durch den Acker geht, —
knorrige, schwielige Hände —
Abendwind, der darüber weht,
wie ein Segnen überm Gelände . . .
Geduckte Hütte, — geschnitzter Schrein,
viel Mühsal — und ein Zufriedensein —
Heimat . . .

Sieben Birken am Anger — die wehn u. wehn,
sichernde Quellen im Grunde,
schwankende Stege, die über Gräber gehn,
und Irrlicht zur Geisterstunde.
Ein Kirchlein, das fern am Weiler steht,
Glockengeläut und ein Nachtgebet —
Heimat . . .

Fünf Kreuze auf einem Friedhof stehn,
fünf Leben sind jung zerronnen, —
fünf Hügel in Sonne und Herbststurmwehn
immergrün übersponnen . . .
Im Forsthaus — müd — eine alte Frau, —
das Mutterherz deutsch — und die Augen blau —
Heimat . . .

Eugen Stangen.

Das Kind bei den Toten

Eine Erinnerung zum Totensonntag

Von Fritz Kaiser-Ilmenau.

Ich besinne mich, einmal auf dem Soldatenfriedhof einen kleinen Franzosenjungen angetroffen zu haben, der im schönen Sonnenschein an einem der Gräber kauerte und mit Kieselsteinen spielte.

Was für ein Bild, dachte ich und vermerkte eine Weile in stiller Beschaulichkeit am Eingang des Ehrenhaines. Ein Kind bei den Toten in seiner ganzen rührenden Einfalt, als wollte es den Schlaf der Tapferen hüten. Wie mancher von ihnen mochte wohl zu Hause ein solches Büchen besessen haben, ebenso frisch und aufgeweckt wie dieser liebe, kleine Kerl vom Feind, und in Gedanken daran verschieden sein. Nun war's, als wenn der Traum der toten Väter an ihren Hügeln saß. Friedvoll und lächelnd.

Der Sonnenschein strich fein über Blumen und Kreuze. Es schien, als ob etwas von dem versonnenen Lächeln des kleinen Buben mit hineingeflossen wäre und dem Strahl ungemein viel Zärtlichkeit gegeben hätte. Wie unter der lieben, weichen Hand der Heimat feierten die Gräber, und die Vögel darüber in den knospenden Zweigen sangen bewegt ein Lied von Leben und Liebesglück.

Ich legte die Rechte an den Helm und grüßte die toten Kameraden. Dann schritt ich die Reihen ab, und der Schatten meiner Gestalt legte sich auf die Hügel wie eine Fahne, die sich trauernd senkte.

Als ich an das Grab trat, wo der kleine Junge saß, blickten die dunklen Kinderaugen zu mir auf. Ich fühlte meine Seele warm davon berührt. Ich las Namen und Regiment auf dem schlichten Holzkreuz. Erinnerungen kamen. Wie der da hatte mein bester Jugendfreund geheißen. Ich sah ihn auf einmal so deutlich vor meinem Gedächtnis unter einer frohen, lustigen Schar buntbemützter Hoffnungen. Nun schlief er auch längst schon drüben in Posen. —

Meine Brust war bewegt in jähem Wechsel solcher Bilder. Etwas davon war wohl in dem beobachtenden Auge des Kleinen hängen geblieben.

Er drückte sich zögernd an mich heran, griff scheu nach meiner Hand und stotterte teilnahmsvoll:

„Ton frère, monsieur?“ (Dein Bruder, Herr?)

Ich nickte nur in tiefer Ergriffenheit, fügte dann aber hinzu, indem ich mit ausgestrecktem Arm über all die lieben, tapferen Gräber wies:

„Ce sont tous mes frères, mon enfant!“ (Das sind alles meine Brüder, mein Kind!)

Da riß das Büchen erschrocken seine Augen auf und schlang seine Aermchen gequält um meine Beine.

Ich konnte es nicht hindern, daß eine Träne aus den harten Augen quoll und wie eine Perle in dem dunklen Gelock des Kinderkopfes untertauchte.

Meine Hand glitt bewegt darüber und segnete das kleine, feine Kinderherz. Aus der Ferne drang Kanonendonner an mein Ohr — dröhnendes Orgelspiel, das mit den feierlichen Glockenschlägen in meiner Brust verschmolz zu brausendem Domgesang.

Ich stand in dem Kinderherz wie in einem weiten, göttlichen Tempel, und die heldischen Toten waren lebendig bei mir. Ich nahm ihre Grüße entgegen und brachte sie zur deutschen Heimat, wohin ich auf Urlaub fuhr. Ordonnanz der Toten aus Frankreich!

—⊙—

Rabenweisheit

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Durch die Luft ein Rabe krächzt,
Hungermüd nach Labung lechzt;
Frägt er einen andern Raben:
Werden wir heut' Speise haben?

Draußen schüttelt der Sturm die letzten Blätter von den Bäumen. Die ersten Flocken wirbeln. In den hohen, kahlen Wipfeln am Waldrand krächzen die Raben.

Im Gefolge des „wilden Jägers“ kommen sie ins Land. Liegt erst das weiße Bahrtuch über der glatten Erde, dann sammeln sie sich auf irgendeinem Felde und hocken dort herum, — niemand weiß, was sie treiben; ein scheues, ewig zänkisches Geschlecht.

Jeder kennt sie, doch keiner ist ihnen hold. Unfroh sieht sie der Wanderer in ihrem langen, ausgefranzten Leichenbitterrock. Ihr „Weh“-ruf ist ein Weiberschreck: erklingt er zweimal in der Abenddämmerung, stirbt eine Frau, dreimal — ein Mann. Unerträglich jedem Christenmenschen ist ihr stechender Blick; „Krähenauge“ wird eine tiefschwarze Beere von mattem Glanz in unseren Ostseewäldern genannt; das hält schon allein davon ab, sie zu genießen. Und jeder meidet den Ort, wo ein Rabe auffliegt und sich niederläßt, da er nur von Verwestem lebt; noch der Karfreitagslegende hat ihn der Heiland selbst dazu gewiesen.

So ist das Rabenvolk jedem verhaßt, keiner ihm freund. Höchstens der Ackersmann ist froh, wenn er seiner Pflugschar folgt und die Engerlinge aufpickt. Gleichzeitig zeigt er ihm an, wie lang er seine Furchen ziehen soll: „so lang, als ein Rabe auf einem Galgen eine Nuß essen möge“. Dies aus der Zeit, als noch nicht in jedem Dorfe eine Kirche mit einem Uhrturm stand, wohl aber vor jedem Ort ein „Rabenstein“ war mit Hochgericht und Rad.

Jeder Jäger, dem seine Junghäschen lieb sind, stellt ihnen nach, wo er nur kann. Doch das ist leichter gedacht als getan. Früher lockte sie der Uhu an die „Krähenhütten“. Jetzt aber, — alle wissen, wie schwer ihnen beizukommen ist. Deshalb tragen sie gern einen Krähenfuß in ihrer Tasche. Das ist Weidmannsheil! Aber nur, wenn er mit eigner Hand erbeutet ist.

Von Bismarck geht die Sage, daß er gern junge Raben schmauste. Das ist Geschmackssache. Vielleicht erhöht die Schwierigkeit, sie zu erlangen, den Reiz.

Merkwürdig sind ein paar Bestimmungen, denen zufolge man früher nach dem Raben — maß:

„Am Maitag (10. Mai) soll der Roggen so hoch stehen, daß sich ein Rabe darin verbergen kann.“

„Fände einer im Walde ein Stück Wild, wieviel Brüche soll er darauf legen (um es vor dem Verderben zu bewahren, bis man es heimholt)? Soviel Laub, daß sich ein Rabe darunter verstecken kann.“

„Wieviel Holz soll sich der Pfarrer von Siersbausen aus dem Hämeler Walde holen? Soviel, als eine Krähe vom Baume tritt.“

Das ist wenig genug. Mancher fromme Mann mochte wohl die Raben verwünschen, wie andere verhaßte Vögel auch: „Hol dich der Kuckuck!“ „Daß dich der Geier hol'!“ Mancher ärgerte sich schwarz, rabenschwarz.

Nur sprichwörtlich sind — „weiße Raben“.

Schon eins unserer ältesten Volksrechte weiß davon: „Wer widerspricht, schuldet hundert schwarze Schwäne und hundert weiße Raben“. Natürlich eine Unmöglichkeit! Die Herren beliebten zu scherzen.

Vielleicht aber lag es nur an der Orthographie: Weiße Raben!“ Denn daran ist kein Zweifel: die Scheuen sind gescheut! Zwei weiße Raben saßen auf den Schultern Odins: Hugin der Gedanke — und Munin — das Gedächtnis —. Tag für Tag flogen sie um das Erdenrund und erforschten die Zeit und brachten ihm Kunde von allem, was sie sahen.

So war der Rabe Gottes Vogel; heilig, wissend, unsterblich wie der Gott!

Tausendjährige Raben kreisen um den Kyffhäuser, vielhundertjährige zieren manches Wappenschild, hundertjährige wahren irgendeine Tradition in manchem alten Schloß.

Allen Heerscharen flogen Raben nach. Manchen flogen sie voraus. Die Wikinger nahmen sie auf ihren Seefahrten mit u. sandten sie aus, um neue Küsten zu suchen. So wurde Grönland entdeckt.

Genau so noch im Jahre 1050 ein frommer Thüringer, der ein Kloster gründen wollte. Er wußte nur nicht recht wo, stellte die Entscheidung Gott anheim, ließ einen Raben steigen. Der zog erst weite Kreise, bis er sich endlich in den Linden eines heiligen Hains vor Naumburg niederließ. Dort entstand dann das Georgenstift.

Ja, das Volkslied singt sogar davon, daß man beim Raben schwur. Die dänische Königstochter nimmt den Rabenfuß, legt ihre weiße Hand darauf und beschwört ihr Magdtum.

So alter Glaube. Von da zum Aberglauben, vom Schwur zur Beschwörung nur einen Schritt. Hier zwei uralte Zauberformeln:

„Daß dich niemand überwinden möge, auch daß du Schlösser auftun mögest: nimm eines Raben Auge, lege es achte Tage in einen Ameisenhaufen, so findest du Steinlein dabei, die trage bei dir.“

„Stiehl einem Raben die Eier, siede sie hart leg' sie wieder in das Nest, so fliegt der Rabe übers Meer und bringt einen Stein und legt ihn über die Eier, so werden sie wieder weich. Nun diesen Stein in ein Lorbeerblatt gewickelt und einem Gefangenen gegeben, der wird ledig. Wer eine Türe damit anrührt, die springt auf, und wer ihn in den Mund nimmt, versteht aller Vögel Gesang.“

Ambrosiusteine nannte man das. Ob man's versucht? Vielleicht verlohnt es sich.

Sicher weiß man von Raben nur eine gute Tat. Im Jahre 1910 fiel in Halle eine Frau in einen Mühlgraben, aus dem sie sich nicht wieder herauszuarbeiten vermochte. Schon sammelten sich die Raben. Durch deren Geschrei aufmerksam geworden, sprang man ihr bei und half ihr heraus.

Streifzüge durch Newyork

Von Siegfried Scharfe.

Es war an einem Herbstmorgen, als wir in den Newyorker Hafen einfuhren. Die Schiffssirene heulte, wie es ihre Pflicht war, in regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen. Hier und da wurden Lichter sichtbar, von fremden Schiffen her, die ebenso wie wir nahe vor ihrem Ziel waren.

Und dann legte das erste amerikanische Boot an unserem Dampfer an. Amerikanische Aerzte kamen u. mit ihnen amerik. Zeitungen in dicken Ballen als erste Grüße des reklamefreudigen Amerika. Bis schließlich der Augenblick kam, da die Anker fielen und unsere zehntägige Fahrt über den Ozean beendet war. — —

Newyork ist eine seelenlose Stadt. Aufeinandergetürmte Stockwerke und regelmäßig aneinandergereihte Straßenzüge, die der Einfachheit halber nach Nummern gezählt werden, und viel Lärm und Benzingeruch — das ist Newyork. Die Weltstadt hat, so scheint es zunächst, keine Ueberraschungen. Man sucht vergebens nach einem repräsentativen Stadtzentrum wie den Linden in Berlin oder dem Ring in Wien. Newyork wirkt wie eine einzige große Steinwüste, deren Trostlosigkeit auch die künstlichen Grünflächen und Parkanlagen nicht mildern können. Ueberall jagen Autos und lärmen Kräne und Maschinen.

Man kann es verstehen, daß eine solche Stadt selbst für einen Amerikaner auf die Dauer nur schwer erträglich ist. Erst kürzlich konnte man in einer der angesehensten amerikanischen Zeitschriften lesen, daß man Newyork wohl bestaunen könne wegen des Lebens, das darin flute, niemals aber lieben, weil es keine Seele hat und nie so etwas wie Heimat würde, auch nicht für den hundertprozentigen Amerikaner. — —

Wer näher zusieht, findet natürlich auch in Newyork des Interessanten genug. Newyork ist die Stadt der vielen Nationalitäten. Es ist die größte Judenstadt der Welt und hat außerdem große Italiener-, Ungarn- und Chinesenviertel, ganz zu schweigen von der Negerstadt Harlem, die auch ein Stück Newyork ist.

Mit der Untergrundbahn fahren wir nach „Chinatown“. Irgendwo an der East-side steigt man aus un dglaubt zunächst im Dunkeln zu tappen. Die Straßenbeleuchtung ist spärlich; sie genügt dem Newyorker für diese Gegend, in der man im allgemeinen nichts zu tun hat.

In Chinatown nimmt keine Polizei daran Anstoß, wenn am Abend alle möglichen Abfälle und Ueberreste in Brand gesetzt werden, so daß mächtige Flammen gen Himmel schlagen. Das ist die einfachste Art, überflüssigen Unrat los zu werden, den wegzufahren sich nicht lohnt.

Wir besuchen natürli chauch das chinesische Theater. Man drückt uns einen chinesischen Theaterzettel in die Hand und spielt uns etwas vor, das wir nicht verstehen können. Wir suchen von unseren Nachbarn zu erfahren, was die ausdruckslosen Masken auf der Bühne besagen wollen. Aber auch dieser Versuch führt nicht zum Ziel, weil man höchstens eine chinesische Auskunft gibt, die wir nicht verstehen. So lassen wir, ohne weiter zu fragen, das sonderbare Spiel und die eintönige Musik auf uns wirken und meinen, Tausende von Kilometern westlich von Newyork zu sein. — —

Einen anderen Abend verbringen wir im Zentrum von Newyork selbst. Schlendern zuerst den Broadway entlang, um die amerikanische Lichtreklame kennen zu lernen. Dann geht es zu einem „Dinner“ mit den überall beliebten „Jazz“, etwa im „Palais d'Or“, das im Schmuck seiner prunkvollen Teppiche, Lichterkronen und Vorhänge wirklich ein Palast zu sein scheint, dem Berlin nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat. Man bringt uns eine Speisekarte mit chinesischen Gerichten, die auch von chinesischen Kellnern serviert werden.

Bis es schließlich Zeit wird, zur „show“ zu gehen, deren es in Newyork wohl an die fünfzig gibt. Als „Revuen“ sind sie auch in Deutschland bekannt geworden. Es ist leichte Theaterkost, für den breiten Durchschnitt des Newyorker Theaterpublikums gemacht. Um 11 Uhr ist die „show“ zu Ende. Wir gehen in unser Hotel und verbringen dort bei Musik und Tanz den Rest des Abends.

Der letzte Tag meines Newyorker Aufenthaltes war ein Sonntag, ein amerikanischer Sonntag, an dem es sich gehört, ihn als einen kirchlichen Feiertag zu respektieren. Ich ließ mich also in das Newyorker Negerviertel führen, um dort den Sonntag zu verbringen. Man begleitete mich in eine Negerkirche, in der baptistischer Gottesdienst gehalten wurde. Die Kirche war überfüllt. Wir hörten Predigten und Lieder, die alle von derselben impulsiven Wucht und Ausdrucksfähigkeit getragen schienen. Es gab Beifallsrufe und jähe Aufschreie des Entsetzens, bis endlich ein lebhaftes, gegenseitiges Händeschütteln den mehr als zweistündigen Gottesdienst beendete. Auch den „Lunch“ nahmen wir in einem Negerrestaurant ein, obwohl das nach amerikanischer Auffassung durchaus nicht schicklich ist.

Der Sonntagnachmittag gehörte Coney Island, dem Newyorker Prater. Er ist in 40 Minuten Fahrt mit der Untergrundbahn zu erreichen. Im „funhouse“ gibt es rollende Fässer, durch die man hindurch gejagt wird, Rutschbahnen und hinterlistige Löcher im Fußboden, durch die man von unten bepustet wird, wenn es dem Pustbeamten so beliebt, dessen raffinierter Technik die über das ganz funhouse verteilten Pustlöcher anvertraut sind.

Dann waren unsere Newyorker Tage zu Ende. Wir nahmen einen der bequemen Pullmanwagen und setzten die Fahrt durch Amerika fort.

—⊙—

Ein Land der Gegensätze

Eindrücke aus dem Westen Irlands.

Von Dr. Edith Raybauld-Lausanne.

Killarney mit seinen märchenhaft schönen Seen, Kenmares sanft fließender Strom, die duftenden Laubwälder von Glengariff — mancher hat von diesen wunderbar grünen Oasen des Westens gehört, von den Herrlichkeiten, welche die launenhafte Natur dem Ultima Thule Irlands vorbehalten. Und wer diese Landschaften gesehen, der ist ihrem Zauber erlegen. Selksam gesegneter Boden, eine unvergleichliche Pflanzenwelt. Es ist schwer, sich in unseren Regionen solch üppige Vegetation vorzustellen: undurchdringliche Wälle von Riesen-Rhododendren; Stechpalmen und Fuchsien, die eine Höhe von zehn Metern erreichen; Azaleen und Yucca-Pflanzen jeder Art; und dann, hochemporragend über dieses mächtige Gestrüpp Palmen, rotstämmige Föhren, schlanke Buchen, irische Eiben in ihrer ganzen ernsten Pracht. Diese mannigfaltige Pflanzenwelt entspringt einer schweren, schwarzen Erde, auf die sich seit, weiß Gott wie vielen Jahrhunderten der fette Kompost des Waldes gelegert, einer Erde, die gesättigt ist mit den Verwesungsprodukten vergangener Blütentage und geschwängert von der Hoffnung auf kommende Frucht. Dieses Gebiet bildet eine kleine Welt für sich. Es ist, als hätte man einen Ausschnitt aus tropischen Regionen unter den blassen nördlichen Himmel versetzt — mitten im kalten Norden hat die Natur wie in einem Treibhause ihre ganze Kraft und Fülle entfaltet.

Dieses Märchenland lernt der Tourist als den vom warmen Golfstrom umspülten Westen Irlands kennen. Wer aber zeigt ihm die dicht angrenzenden rauhen Hochebenen, die Gebirgswüstenvon Connaught, Donegal und Kerry, die, als äußerste Landspitze Europas, sich wie ein Grenzwall auftürmen gegen die Wogen des Atlantischen Ozeans? Dies ist der Westen, den der Ire selbst aufsucht, das Land. das in seiner öden Abgeschlossenheit und Abgestorbenheit so manchem Sinnbild geworden für das traurige Schicksal seines Volkes. Nur wer selbst durch Connaught gewandert ist und seine Bevölkerung kennen gelernt hat, kann die Verlassenheit und Trostlosigkeit begreifen, das Elend erfassen, welches über diesem Lande brütet und über den Menschen, die da wohnen. In weitem Umkreis nichts als Felsen und Torfmoor: graue Felsblöcke, von kleinen gelblichen Gewächsen wie von einem Aussatze überwuchert, brauner Torf. schwarzer Sumpf mit darüberziehenden Nebelstreifen. Kein Entwässerungssystem, nur langsam und unsicher sickernde Wasseradern, die in dem flachen, sumpfigen Land keinen Abfluß finden können. Auf Schritt und Tritt ringsum rieselndes Wasser, rötlich, mit aufgelöster Lehmerde beschwert, an allem nagend, alles zerfressend. Ein Baum ist weit und breit nicht zu sehen — — — ja, in diesen Gegenden kann sich mancher Bauer überhaupt nicht vorstellen, wie ein Baum aussieht. Auf allen Seiten nichts als Torfmoor. Hie und da biegen die Hügelzüge gegen einander zu und umfassen ein malerisches Tal oder vielleicht ein riesiges, natürliches Amphitheater, das dann auch den Eindruck eines erloschenen, mit halb ausgebrannter Masse gefüllten Kraters erweckt. Stellenweise erblickt man von einer Anhöhe aus einen schmalen weißen Streifen längs des Horizonts — den Ozean. eine Wasserwüste ohne Segel oder Rauchwolke. Nur zu bald aber sinkt die Landschaft zurück in graue Eintönigkeit. Um dann vielleicht plötzlich wie in dämonischer Glut aufzuleuchten, wenn die horizontalen Sonnenstrahlen wie eine Flamme das Heidekraut entzünden und das ganze Land wie aus einem Blutsee auftauchend erscheint.

Nicht einmal eine verläßliche, ausgebaute Straße ist zu finden. Die Wege winden sich so von ungefähr über die Einöde ohne besondere Rücksicht auf Ziel oder Richtung. Manche laufen kerzengerade und führen nirgends hin — ihr Bau wurde zur Zeit der großen Hungersnot als Teil der Hilfsaktion begonnen. Häuser und Dörfer gibt es wenige, und auf den Wegen ist kein Mensch zu sehen. Die Wildnis scheint nur mit Ruinen bevölkert zu sein, Ruinen jener uralten Klöster wie Lismore oder Clonmacnoise, zu denen im 7. und 8. Jahrhundert aus ganz Europa weisheitsuchende Schüler strömten, Ruinen von mittelalterlichen Abteien und von Burgen anglo-normannischer Ritter, Ruinen neuester Zeit: eingeäscherte kleine Heimwesen, die noch vor kurzem glückliche Familien bargen. Die Ruinen scheinen mehr Leben zu haben als die heutigen Einwohner dieses altehrwürdigen Kulturlandes. Erschöpft, halb tot ist dieser Küstenstreifen, in dem scheinbar nichts mehr die Kraft hat, sich aufrecht zu halten. Oder doch nur eines: die „Kapellen“, wie der Irländer sie nennt, die kleinen Kirchen, die sich in großen Abständen am Wegesrand erheben. Meist auf einer Anhöhe erbaut, sind ihre weißen Mauern weithin sichtbar. Sie gewähren dem müden Auge des Wanderers einen Ruhepunkt und beleben diese Landschaft des Todes ein wenig.

—⊙—

Die spanische Zigeunerin

Von E. Grupe-Lörcher (Sevilla).

Sie ist durchaus nicht dieselbe, die uns die populäre und für spanische Verhältnisse ganz famos gezeichnete Oper „Carmen“ vorstellt. Nein, im Gegenteil! Liebig und Knigge würden sich aus Verzweiflung über sie in Wirklichkeit die Haare raufen!

Wenn der berühmte Chemiker Liebig den treffenden Ausspruch tat, daß man den Kulturstand eines Volkes nach seinem Gebrauch von — Seife registrieren könne, so steht die spanische Zigeunerin in dieser Hinsicht auf der allerunterssten Stufe. Schmutzig bis zur Widerwärtigkeit, zerlumpt, schlampig, vereinigt sie mit diesen Vorzügen noch eine Aufdringlichkeit und Frechheit, die Knigge ganz bestimmt zu der Abfassung eines besonderen Breviers über den „Umgang mit Menschen“ veranlaßt hätte, wenn er diese Kategorie kennen gelernt hätte.

Denn es ist zweifellos eine Kategorie für sich. Wenn Emanuel Geibel in seinem berühmten Gedicht den „Zigeunerbub im Norden“ singen läßt von den „schattigen Kastanien, die an des Ebro Strand rauschen“ und, daß „Spanien sein Heimatland sei“, so hat der Dichter völlig Richtiges mit völlig Unzutreffendem besungen. Man kann sich kaum eine reizlosere Landschaft denken als die Ufer des Ebro! Von Kastanien auch nicht eine Spur. Den einzigen Schatten werfen auf jener harten, gelben, lehmigen Erde am Rande des träg und lehmig-gelb sich dahinwälzenden Flusses die Kakteen von Kniehöhe, denen man ja keine besonderen Reize nachsagen kann und die von der ärmlichen und unwohnenden Bevölkerung zum Trocknen der Wäsche benutzt werden. Langsam läßt sich ein beladener Kahn von Maultieren den Fluß herabtreiben, dessen Wasserkräfte ganz anders zusammengefaßt und ausgenutzt werden könnten, wenn die Spanier die Energie besäßen, die Kräfte ihres Landes auszunutzen. Also von Romantik an den Ufern des Ebro keine Spur und erst recht keine glühenden geschlungenen Fandangos! —

Aber — wenn die Zigeuner auch wohl überall auf der Erde anzutreffen, wenn sie in allen Ländern eine nicht auszurottende Landplage sind, so sind sie doch wohl kaum nirgends so „zu Hause“ wie in Andalusien! — In Granada bewohnen sie zwar ein räumlich fast isoliertes Gebiet in lehmgelben, ausgebrannten Felsenhöhlen, die sich im Angesicht der berühmten Alhambra unter den Resten der einstigen starken Festungsmauern der hart umkämpften Stadt hinziehen. Sie hausen dort fast überall unter der Erde, nur die Schornsteine ragen hier und da empor, umwuchert von poesielosen Kakteen, und nur tief gebückt kann man durch die Türöffnungen in die Behausungen gucken, die an Primitivität ihresgleichen suchen. Es ist nahezu lebensgefährlich, in das Zigeunerviertel von Granada zu gehen, denn sie reißen einem in ihrer frechen Aufdringlichkeit im Heischen von Almosen und Verkauf ihrer messingnen Dingelchen buchstäblich die Kleider vom Leibe und das Portemonnaie aus der Tasche. Unbedingt notwendig ist deshalb die Begleitung eines Polizisten, der sie mit einer einzigen, aber — bedeutsamen Handbewegung zurückhält. Im übrigen aber leben sie vollkommen ein Leben für sich, erhalten ihre Religion, ihre Art, ihre Sprache usw. mit einer derart bewußten Zähigkeit, daß sie sich sogar einen eignen Lehrer halten, d. h. einen Zigeuner, der richtig als Schullehrer ausgebildet ist und die Jugend der etwa 1500 Köpfe zählenden Zigeunerkolonie unterrichtet.

Weniger abgeschlossen leben die Tausende von Zigeunern in Sevilla. Ich glaube, Sevilla ist das Eldorado der Zigeuner, ganz gewiß der spanischen. Es ist auffallend, wie freundschaftlich die spanische Bevölkerung den „Gitanas“ (Zigeunern) gegenüber steht, die im Vorort Triana ein ganzes Viertel bewohnen. Ist es vielleicht ein Gefühl von Verständnis, weil den Spaniern wie den Zigeunern die glühende Vorliebe für Tanz und Musik zu eigen ist?

Es wird in ganz Spanien viel gesungen und viel getanzt. Jede Provinz ist stolz auf ihren eigenen und für sie typischen Tanz und wird diesen stets pflegen. Aber — am schönsten, raffiniertesten und vollendetsten wird doch in Andalusien getanzt, und zwar womöglich immer, wenn es typisch sein soll: in der Gewandung des Flamenco, in diesem Falle der Zigeunerin. Finden Feste der besseren Gesellschaft statt, so erscheinen die Damen der allerersten und reichsten Kreise nicht etwa im modernen Gesellschaftskleid, sondern in der entzückend kleidsamen Tracht der „Gitana“ (Zigeunerin), d. h. sehr fußfreier, weiter Rock, der durch eine Unmasse übereinanderkletternder kleiner Volants noch weiter und gebauschter erscheint, da jeder Volant wiederum mit einem andersfarbigen Streifen eingefaßt ist. Die Taille ist miederartig, mit rundem dezenten Halsausschnitt, kurzen Aermeln, fast verdeckt durch das fichuartige Umschlagetuch, das nach Möglichkeit immer durch den typischen entzückenden „Manton de Manila“ repräsentiert ist: ein großes seidenes Tuch, dessen Reiz in gleicher Weise in der reichen erhabenen Stickerei wie den langen Fransen gebildet wird. In den Haarknoten im Nacken schiebt sich entweder keck zur Seite oder hoch aufragend ein Schildpatthamm, in dessen Wölbung entweder die typischen drei roten Nelken oder leuchtende Rosen das Gesicht überkränen. Ein Fächer beschließt als unerläßliches Attribut diese Gewandung.

Im ganzen ist die Andalusierin sehr ans Haus gebunden. Die Lebensauffassung für die Frau ist in Andalusien fast noch maurisch. Aber wenn Gelegenheit zum Tanzen ist — so bei den zahlreich sich folgenden Volksfesten wie gesellschaftlichen Veranstaltungen —, ist die Andalusierin erst richtig in ihrem Fahrwasser. Im Feuer des Schwunges, in ihrer Grazie, in der Rassigkeit und Schönheit ihrer Bewegungen steht sie keinesfalls den feurigsten Tänzerinnen der Zigeuner nach. Nicht nur ihre kleidsame Tracht hat man ihnen abgeguckt, die allerdings im Alltag, wenn man den Zigeunerherden und Bettelkrupps auf den Straßen begegnet, alles Reizvolle eingebüßt hat und geradezu grotesk in jenen Fetzen wirkt, die bei den eleganten Festen in Sevilla „ladylike“ sind!

Zur Zeit der großen Ferias (eigentlich Kirchweih) in Sevilla ist die Stadt überlaufen von Zigeunern in übelster Aufmachung. Es sind die Wanderzigeuner, die alljährlich eben ihre andalusische Heimat zu diesen Tagen beehren. Unmittelbar anschließend an all die Einfriedigungen zu dem großen Frühjahrsviehmarkte der Feriatage, die die typischen andalusischen Bauerngestalten mitten zwischen das Gewühl der eleganten Kreise locken und herbeiführen, haben die Zigeunerhorden ihre Zelte und schauerlich verwahrlosten Fuhrwerke zum Kampieren unter dem freien Himmel aufgeschlagen, in trauter Nachbarschaft von mit Flöhen und sonstigem Ungeziefer übersäten Maulesein, Maultieren, Pferden, Ziegen, Schweinen usw. Den Tag über wird gebettelt und herumgestrolcht. Jeder, der nicht spanischen Typus trägt, wird als „Inglese“ (in diesem Falle Ausländer) besonders hartnäckig belästigt, und es ist unglaublich, daß die Inhaber von Kaffeehäusern und Läden geruhsam zugucken, wenn ein Trupp schmieriger Zigeunerweiber, denen unerläßlichen Säugling auf dem Arm, in den Laden stürzt, in dem er einen Ausländer erspähte. Einzig die Parkwächter des wunderbar schönen Stadtparkes Maria-Luisa, die in stolzer Würde in ihren andalusischen Prachttrachten Wache halten, erbosen sich über das herumziehende Zigeunerpack, und wehe der „Carmen“, die im Bereich der reich rankenden Rosen, Glycinien, Orangenblüten, Königin der Nacht usw. es wagt, einem „Inglese“ aus der Hand wahrsagen zu wollen! Unbedingt wird der Parkwächter sie wegjagen und hinter ihr her seufzen: „Quel plagua!“ (Welch eine Plage!) — Aber die Weiber lachen sie keck aus. Denn — ihr Ruf geht über die ganze Welt, seitdem Bizets Carmen sang: „Die Liebe vom Zigeunerstamm“. — Und